

Teilabdruck aus:

Walter Gödden

Traumata

Psychische Krisen
in Texten von Annette von Droste-Hülshoff
bis Jan Christoph Zymny

Ein Materialienbuch

AISTHESIS VERLAG

Bielefeld 2021

Die vorliegende Veröffentlichung erscheint im Rahmen des Projekts
»Outside I Inside I Outside. Literatur und Psychiatrie«
gefördert von der LWL-Kulturstiftung und vom Land Nordrhein-
Westfalen. Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport

LWL

Für die Menschen.
Für Westfalen-Lippe.



**Ministerium für Familie, Kinder,
Jugend, Kultur und Sport
des Landes Nordrhein-Westfalen**



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Publiziert von
Aisthesis Verlag Bielefeld 2021
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld
Satz: Germano Wallmann, www.geisterwort.de

Open Access ISBN 978-3-8498-1658-2
Print ISBN 978-3-8498-1766-4
www.aisthesis.de



Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International Lizenz.

GEFÜHLSCHAOS in Karin Strucks Roman *Klassenliebe* (1973)

Ein Tagebuch beziehungsweise Briefmarathon. Also die allerpersönlichsten Formen der Mitteilung. Zu Papier gebracht in (vermeintlich) ungefilterter Form, assoziativ, rhapsodisch, »rücksichtslos bunt, ... widerspruchsvoll«¹, so, wie die Gedanken durch den Kopf flirren. Das gehört zum Programm, das ist das Programm. Das da lautet: Schreiben als Therapie, als Teil eines Gesundungsprozesses, als Katharsis. Denn darum geht es der Erzählerin: Ihr Leben zu bewältigen, Ordnung in ihr zwischenmenschliches Chaos zu bringen und ideologisch endlich zu wissen, auf welcher Seite sie steht. »Ein Buch ist ein Brief, ist ein Ruf, ist ein Hilferuf, ist immer ein Ruf um Hilfe.« (S. 81)

Die Aufzeichnungen umfassen den Zeitraum 16. Mai bis 25. August 1972. In diesen knapp drei Monaten passiert viel: Die Erzählerin verlässt ihren Mann, einen Medizinstudenten, mit dem sie ein gemeinsames Kind hat; sie ist mit dem 13 Jahre älteren, erfolgreichen Schriftsteller »Z« liiert, von dem sie schwanger wird und der sie zu einer Abtreibung überreden will; der Umzug in eine Landkommune steht bevor; sie wird zu politischen Vorträgen eingeladen sowie zu literarischen Interviews, obwohl sie sich noch gar nicht als Schriftstellerin fühlt und ihr erstes Buch noch in weiter Ferne ist (»Niemand glaubt, daß ich einmal Schriftsteller werde. Ich selbst auch nicht. In unserem Bekanntenkreis gibt es keinen Schriftsteller. An Büchern besitzt unsere Familie zwei, sie liegen im Kleiderschrank zu unterst, zugedeckt mit alten Hemden und Unterhosen«, S. 80); sie hat ein Stipendium erhalten und versucht, mit ihrer Dissertation zu beginnen, zu der sie aber weder inhaltlich noch methodisch einen Zugang findet, weil ihr intellektueller Schematismus zuwider ist, sie einengt. Viel lieber würde sie die Form des persönlichen Essays wählen – »Zitat, Zitat, Zitat, Zitat, lalalala, Zitate sind sich alle gleich lebendig und als Leich ...« (S. 83)

Geschildert ist das alles unverblümt autobiografisch. Die Erzählerin heißt Karin Struck. Nicht nur auf dem Buchcover, sondern auch (zumindest dem Vornamen nach) im Roman selbst. Alles passt: Die Stationen ihrer Biografie, der Name der Tochter, nur der Ex und der neue

Liebhaber sind mit Initialen verschlüsselt. Ansonsten aber wird nichts verheimlicht. Im Gegenteil. Alles kommt zur Sprache, die Lektüre der Autorin, ob Romane (Novalis, Kafka, Zwerenz und viele weitere; die Erzählerin gibt vor, täglich vier Bücher zu lesen), soziologische und psychoanalytische Literatur (Alexander Mitscherlich, David Cooper, Erik H. Erikson, Sigmund Freud), aber auch populäre Gesundheitsratgeber, Groschenromane einer Arbeiterschriftstellerin oder die *FAZ*; sie berichtet über das Fernsehprogramm, ihre (oft erotischen) Träume, das tägliche Allerlei; vor allem aber lässt sie teilhaben an ihren Nonstop-Reflexionen über die Themen Altern, Gesundheit, Sexualität, naturnahe Lebensformen, Atomkraftbewegung, Folgen des Konsums, Abtreibung, Polit-Aktionen, Terrorismus, vegetarische Ernährung, Zahnfäule, Werbung – und das alles so zusammengewürfelt wie in dieser Aufzählung und einem ungehemmten Erzählfluss folgend.

Zwei Themen kristallisieren sich als zentral heraus: Die Frage nach Herkunft und sozialem Aufstieg. Auch hier ist Karin Strucks Leben eins zu eins gespiegelt. Sie wurde 1947 in eine Bauernfamilie in Greifswald geboren. Im Zuge der Kollektivierung der Landwirtschaft siedelte die Familie aus der DDR in die Bundesrepublik über. Ihr Vater arbeitete hier in verschiedenen Berufen, unter anderem als Eisengießer und in der Textilindustrie. Sie wuchs im ostwestfälischen Schloß Holte-Stukenbrock auf und legte in Bielefeld das Abitur ab, bevor sie in Bochum das Studium aufnahm – soweit ist alles im Roman rekapituliert. Ebenso ihr politisches Engagement in der linken Studentenbewegung und in der Gewerkschaft (sie ist Mitglied in der DKP). Aber macht all dies, fragt sich die Erzählerin, schon ›Leben‹ aus?

Der Roman schildert den Versuch, sich freizuschwimmen, nachdem die Autorin wegen ihrer proletarischen Vergangenheit x-mal gedemütigt wurde. Doch auch der Aufstieg ins saturierte Bürgertum erscheint nicht erstrebenswert, haftet diesem doch das Image des Ausbeutertums an, gegen das die Erzählerin mehr oder weniger leidenschaftlich opponiert. Sich kritiklos auf die Seite der Linken zu schlagen, lehnt sie ebenfalls ab, sie erkennt dort Verbohrtheit, engstirnigen Dogmatismus, Fantasiefeindlichkeit und fehlende Sinnlichkeit: »Diese beschissenen Linken kriegen ein Leuchten in die Augen, wenn sie nur das Wort ›Arbeiter‹ hören ...«. (S. 108)

Arbeiterklasse und Bürgertum werden durch ihre Liebschaften repräsentiert. »H«, ihr Noch-Ehemann, ist ein orthodoxer Linker, der an seinen Idealen festhält und auf dem besten Wege ist, daran zugrunde zu gehen. »Z« genießt seine Literatur-Prominenz, ist aber in der Beziehung kalkulierend, ausweichend, feige. Die Liebe steckt in einer »sozialen Krise«.

Ich merke, die ganze Misere, diese ganze große Trauer kommt daher, daß H. und ich abgeschnitten sind: abgeschnitten von der Arbeiterklasse ... Kaum bin ich eine ›Intellektuelle‹, stoßen mich die Arbeiter weg, intellektuellenfeindlich aus Angst und Minderwertigkeitsgefühl, stoßen mich die anderen weg, weil ich gar keine ›richtige‹ Intellektuelle bin und nie sein werde. (S. 49)

In ihrem Notizbuch hält die Autorin fest: »Es gibt keinen Weg zurück in meine Klasse. Und ich liebe Z. nicht als ›Aufstiegsweib‹. H.s Leiden. Seine Hilflosigkeit. Seine Lage ist meine Lage. Seine Hilflosigkeit ist meine Hilflosigkeit. Sie bringt mich zur Weißglut.« (S. 52) Letztlich fühlt sie sich weder der einen noch der anderen Klasse zugehörig, lebt in einem Vakuum. In Wirklichkeit geht es ihr aber um etwas ganz anderes: ein selbstbestimmtes, naturnahes, soziales Leben, das im Roman immer wieder mit dem Begriff »Gesundheit« konnotiert ist.

Die Sehnsucht nach einem ›einfachen Leben‹ geht einher mit Glücksgefühlen beim Wälderdurchwandern, Brotbacken, im Besonderen aber mit dem Mutterglück, dem Stillen eines Babys und der gleichsam spirituellen Erfahrung der Geburt. Auch hier steht die Autorin zwischen den Klassen und Fronten, denn der damalige Feminismus postulierte ganz andere Positionen. Er stellte die bürgerliche Institution der Ehe ebenso infrage wie biologische Fortpflanzung ›in Zeiten des Kapitalismus‹. Man verspottet Karin, weil sie »mindestens sechs Kinder in die Welt setzen« wolle, was doch »eine Rücksichtslosigkeit gegen die Kinder« sei, »denn der Scheißkapitalismus sei eine Tatsache und die Umweltscheiße auch« (S. 122).

Sie eröffnet »Z«: »Ich möchte ein Kind mit dir haben. Es würde mir unheimlich gut gehen in der Schwangerschaft, und das Kind wäre ganz gesund: Elias« (S. 21), er aber reagiert ausweichend und ablehnend.

Sie insistiert: »Wenn ich kein Kind kriege, bin ich traurig.« (S. 90) »Ein Kind, ein Werk, eine Liebe. Richtig gebären. Bis zum Ende. Ganz gebären. Nicht mitten im Gebären steckenbleiben und dran ersticken wie eine Riesenschlange an einem Bären.« (S. 93) Und fragt sich: »Kann die Geburt nicht eine Ekstase werden? Ein dionysisches Fest?« (S. 209)

Ich wollte ein Buch schreiben mit den aufmüpfigsten Gedanken, Wahrnehmungen, Mitteilungen, Formen, *während* ich schwanger bin. Wann werden wir soweit sein, ich meine die Frauen, alle, nicht nur einige Intellektuelle aus den bürgerlichen Kreisen? Ich sehe gar nicht ein, warum uns die Schwangerschaft genügen soll. Es wundert mich, daß die Frauen nicht die »großen Erfinder«, Politiker, Philosophen und Dichter sind. Aber es braucht mich nicht zu wundern, ich weiß. (S. 138f.)

Was ihr vorschwebt, ist eine Symbiose aus klassenloser Gesellschaft und privater Innerlichkeit:

Dietger fragt, was für politische Aktivitäten ich in Rehringhausen vorhabe. Ich bin erstaunt. Ist der Plan, eine Gruppe mit Ärzten, Psychiatern, Schriftstellern, Bauern ... aufzubauen, die gemeinsam nach den Ursachen der Krankheiten forschen und die Patienten als ganze, nicht als Wesen mit Kopf, als Wesen mit Beinen, als Wesen mit Geschlechtsteilen, als Wesen mit einer Psyche, als essende Wesen ... behandeln ... ist dieser Plan »unpolitisch«? (S. 124)

Doch die Wirklichkeit sieht anders aus. Sie hat für vermeintlich regressive Utopien kein Verständnis. Bei der Erzählerin löst dies ein Gefühl der Wut und auch existentieller Fremdheit aus:

Welche Sprache kann ich sprechen? Ich spreche eine Niemandssprache in einem Niemandland. In einem Zwischenreich. Weder Bayrisch noch Pommersch noch Westfälisch noch Platt noch Bürgerlich noch Proletarisch. Ich habe nirgendwo gelebt. An keinem Ort. Nur immer über den Orten gelagert. (S. 82)

Wie aber soll eine adäquate Sprache beschaffen sein? Für die Erzählerin muss sie authentisch, wirklich und lebensnah sein. Die Kritik richtet sich gegen eine Buchstaben-Literatur, die sich hinter der Fiktion verstecke – Ware fürs Feuilleton, wobei Gerhard Zwerenz das Negativbeispiel abgibt. Sie hält dagegen: »Für uns ist Literatur wie tägliches Brot, wie Wasser. Kommt das Leben ohne Brot? Was gehen uns die Parolen der linken Bürgersöhnchen an, Literatur sei Scheiße? Gar nichts.« (S. 118)

Eine typische Szene:

18. Juni 72. Kaum aufgewacht, im Kopf: Ficken als Kraut gegen den Tod, Ficken als Revolte gegen den übermächtigen Vater, Zwerenz und Z. Können Z. und ich nicht gemeinsam die Revolte gegen beides machen? Ich will alles: Ficken, Geist, Gefährtin gegen den Tod, Gefährtin in der Gefahr, gegen den aseptischen Tod, gegen den Tod der Familie, gegen den Schrumpfstod, gegen den Alterstod ... Ein Buch ist doch immer ein Schrei um Hilfe ... Und man muß antworten ... Und *ich* meine den Schrei ernst, der Schrei soll nicht buchstabentot sein. (S. 83f.)

Doch die Protagonistin ist nicht baumstark und gegen Krisen gefeit. Sie wird immer wieder auf sich selbst zurückgeworfen. Der Roman skizziert einen Lebenslauf anhand von Minderwertigkeitsgefühlen. Die frühesten reichen bis in die ersten Schuljahre zurück. Der Albtraum setzt sich nach der Schulausbildung fort:

Nach dem Abitur drei Monate in der Fabrik meines Vaters. Unsinn: nicht in der »Fabrik meines Vaters«. In der Fabrik, in der auch mein Vater arbeitete. Abends, nein schon am späten Nachmittag ist Arbeitsschluß, und Schluß mit mir. Ich ein ausgewrungenes Menschlein. Ich muß über Maschinen laufende Riesenstoffballen, Stoffe, auf Fehler prüfen, sitze vor der Maschine und gucke und gucke und gucke, auf diese winzig kleinen Fehler, und wenn ich Nachmittagsschicht habe, wird es dunkel draußen, es wird zehn, und ich sehe immerzu auf die Uhr, und einmal nehme ich ein Liederbuch mit, ich habe es noch von der Schule, ich lege es neben mich, ich singe, singe »Volkslieder«, andere kann ich nicht, vom schwarzbraunen Mädels, ich singe arglos eine Stunde, ab und zu ein Blick in das Buch, wenn ich eine Zeile vergessen hab vom Lied, plötzlich merke ich

eine Unruhe um mich herum, nun sehe ich, daß Abteilungsleiter, Vorarbeiter und Betriebsleiter schon länger hinter der Maschine stehen, sie kontrollierten, ob ich Fehler übersehe, sie kommen nun vor und stützen mich zurecht, das Liederbuch muß weg, und abends komme ich ausgewrungen nach Hause ohne Lieder, ich falle ungesättigt in mein Bett. (S. 74f.)

Auch auf der Universität wird sie von den Geistern der Vergangenheit eingeholt:

Das Rotwerden auf der Treppe des Soziologischen Seminars in Frankfurt, in dem Moment, wo Ursula A. über ein Buch spricht, und ich verstehe nichts, Rotwerden wie die Angst, auf die Frage des Klassenlehrers zu antworten »Mein Vater ist Arbeiter«, stattdessen sagen »Er ist Filmdrucker«, aber es kommt raus, daß er nur Stoffe bedruckt, daß »Filmdrucker« daselbe ist wie »Arbeiter«, denn der Klassenlehrer fragt interessiert »Hat er eine Fabrik?« Die ständige Angst, meine Hände zu zeigen. Diese dicken Bauernfinger. Veronika Westhoff, die Tochter des Schloß Holter Textilfabrikanten mit ihren langen, dünnen, zarten Fingern. Meine Klassenfeindin. (S. 59)

Die Erzählerin veranlasst dies zu dem deprimierenden Fazit: »Ich habe mich in die höheren Schulen und Schichten gegaunert, wo meinesgleichen der Zutritt verwehrt sein soll.« (S. 80) Und:

Schuster bleib bei deinen Leisten, eigentlich sollte ich ein kleines Büromädchen in der Schloß Holter Sparkasse sein und sollte Groschenromane lesen über das Leben von Verlegern und Fabrikanten, und wenn schon, dann soll ich meine Herkunft vergessen, aber »sie kann ihre Abkunft nicht verleugnen«, sagt Papa. (S. 224)

»Karin« leidet unter extremen Selbstzweifeln und Momenten der Desorientierung. Hier nur einige von vielen Beispielen:

Ich hab keinen Orientierungssinn, ich kann mich so schlecht orientieren, ich bin orientierungslos. Laut vor mich hin sagte ich: Ich bin Ich. Ich bin Karin. Was will ich tun? Ich bin Ich. (S. 48)

Sie empfindet Ekel vor sich selbst (S. 9) und demütigt sich selbst als »abgestiegene Bauerntochter«, die unter »Psychoscheiße« leide (S. 179).

Ich fühle mich wie ausgehöhlt von den jahrelangen Enttäuschungen, von der Kindheit, den Depressionen, den Ängsten ... Ich kann mich nirgends festhalten. Ich wundere mich, daß die Häuser so lange stehen bleiben, sie müßten doch einfallen und umfallen. Sie stehen und stehen und stehen. Und der Himmel fällt auch nicht nach unten. Nur ich falle. Fallsucht. (S. 43)

Die Welt hat einen tiefen Sprung, Karin am Rand stehst du. Lauter Karins. Karins wie Muscheln am Meer. »Karin I« und »Karin II« und Karin... Karins verfolgen mich im Traum. Alpträume. Alle heißen Karin. Die sinnlichen Karins. Die sogenannten sinnlichen Karins. ... Die Unterschicht-Karins. Heißt denn jede Frau Karin? Wie viele gibt es wie mich? Zu wenig dieser »Aufgestiegenen«, die sich nicht anpassen wollen ans fette Bürgertum. Zu wenig. Was erst rauskäme, wenn es mehr gäbe. Und ich kann auch noch draufgehen. Ich bin zu allein. Alles ist so verschüttet. Verborgene. Die Partikel der vergangenen und gegenwärtigen Unterdrückungen zusammensammeln. Und ich kann ja auch noch draufgehen. Du kannst dich ja nicht immer außerhalb der Gesellschaft stellen, Karin. (S. 166)

Kein Lebenswille mehr. Möchte mir den Kopf kahlscheren. Oder etwas zerreißen, einen langen Riß machen. (S. 175)

Man muss sich vergegenwärtigen: All diese Zeugnisse sind keine »kalkulierte« Literatur, sondern – folgt man dem skizzierten theoretischen Ansatz der Autorin – ungeschliffene Schmerzschreie, ein persönlicher Offenbarungseid.

So viel zur Vergangenheit. Aber der Blick ist auch nach vorn gerichtet. Führt zur Selbstanalyse durch Literatur, bezogen auf Innenwelt und Körperlichkeit.² Die Autorin rekurriert dabei vor allem auf den im April 1972 in deutscher Übersetzung erschienenen Titel *Der Tod der Familie* des englischen Psychiaters und Psychiatriekritikers David Cooper, der in der linken Szene begeistert gelesen wurde. Er steht im Zusammenhang mit der sog. Antipsychiatrie, einer Bewegung, die damals unter anderem

in Großbritannien, Italien, den USA und in Deutschland Anhänger:innen fand. Sie richtete sich gegen die Zwangsbehandlung in psychiatrischen Kliniken, wollte eine Stigmatisierung der Kranken abschaffen, neue Behandlungsmethoden und das Verhältnis zwischen Arzt:Ärztin und Patient:in neu definieren. Cooper war einer der maßgeblichen Vertreter:innen solcher Postulate. Hierauf bezugnehmend heißt es im Roman:

Es stimmt gar nicht, daß ich mich ermorden will, vielmehr überlege ich immerzu, wie ich wahnsinnig werden könnte, richtig wahnsinnig, daß es jeder sieht, nicht nur ich selber, aber nicht um es den anderen zu zeigen, sondern um herauszukommen aus einer Hülle, die immer noch an mir klebt, wenn sie auch schon ganz zerrissen ist, Cooper hat, glaube ich, völlig recht, in seinem Buch »Der Tod der Familie«, nach volkstümlicher Auffassung sei der Schizophrene der Verrückte, der sich über die Gesunden lustig macht, er grimassiert, er ist ein Clown, er zieht sich auf subtile Arten zurück, er sei der Unlogische, dessen Logik krank ist, verbirgt sich nicht hinter dieser Verrücktheit eine geheime Gesundheit? Die Hülle zerreißen. (S. 22)

An solchen Stellen fungiert Krankheit als Metapher für eine kranke, sprich: kapitalistische Gesellschaft, deren Gesundheitssystem, wie gemutmaßt wird, seit Jahrhunderten inzestuös von der herrschenden Klasse dominiert wird. Exemplifiziert wird dies an Christa Wolfs Roman *Nachdenken über Christa T.* (1968): »Christa T. stirbt an Leukämie. Aber Leukämie ist nur ein Zeichenwort für eine gesellschaftliche Krankheit.« (S. 223) Auch Krebs ist in »Karins« Augen eine »gesellschaftliche Krankheit«.

Die Autorin folgert hieraus: »Könnte ich also Ärztin sein, könnte ich Psychiater sein, und gleichzeitig Schriftstellerin, und alles könnte sich gegenseitig beeinflussen, aufeinander einwirken, ich schriebe und würde den Patienten zum Schreiben helfen?« (S. 141) Ein Idealzustand ist für sie: »Psychiatrische Kliniken experimentieren mit Schreib- und Malversuchen der Kranken, aus den Schreib- und Malversuchen der Kranken soll man so viel erfahren über die Kranken wie durch keine andere Methode.« (S. 140) »Mit Gefangenen arbeiten, mit ihnen schreiben, sie schreiben. Mit Patienten arbeiten, wenn das geht. Brot kneten,

Brot backen. Ein Rübenfeld hacken. In Worpsswede sehen wir Leute auf Feldern, sie hacken das Unkraut zwischen den Feldfrüchten, Z. spottet, diese anachronistische Handarbeit.« (S. 75)

Der erklärten Sympathie für den Zustand des Wahnsinns entspricht die von der Autorin vertretene Auffassung eines »Schreibens bei völliger Öffnung des Leibes und der Seele« (S. 53): »Sich nicht selbst zensieren. Sich nicht zensieren lassen.« (S. 144)

»Z« wirft ihr vor:

Du treibst auch manchmal Schindluder mit diesem Wahnsinnsbegriff von Cooper du forciertest diese Verrücktheit das ist nicht richtig das muß Befreiung sein Außerordentlichkeit aber nicht Selbstvernichtung es hat bei dir selbstzerstörerische Züge ... (S. 89)

Wie so oft in diesem Buch steigert sich die Autorin in etwas hinein, lässt dies jedoch ungefiltert stehen und übt keine Selbstzensur aus. So auch am Schluss, als sie über »H«, der wie sie die Schere zwischen persönlichen und gesellschaftlichen Ansprüchen spürt, schreibt:

Ich habe Angst, daß H. irrsinnig wird ... Ich habe Angst, daß H. irrsinnig wird ... Kann ich verhindern, daß H. irrsinnig wird? H. schreibt und redet wie ein Irrsinniger ... Wird H. irrsinnig werden. (S. 280f.)

Klassenliebe war ein Buch von erheblicher literaturwissenschaftlicher Relevanz. Bis 1992 kam es auf 18 Auflagen. Mit ihrem Debütroman wurde die Autorin Mitbegründerin der Neuen Subjektivität, einer literarischen Stilrichtung, die Gesellschaftliches im Privaten spiegelte und in der das »intime Papier« zugleich »das öffentlich-kritische« darstellte.³ In einem Essay schrieb Struck hierzu: »Zu lernen, wieder im Privaten zu denken, ist kein Rückzug, ist keine Resignation, ist im Gegenteil eine humane Fähigkeit, die Kälte in uns aufzutauen.«⁴ In der Rückschau ist der Titel für Thomas Anz von »hervorragender Bedeutung« als »frühes Dokument für die Übergänge, Differenzen und Gemeinsamkeiten zwischen der 68er Bewegung und der Alternativ- und Protestkultur der siebziger und achtziger Jahre.«⁵ An ihm ließe sich »so gut wie an kaum

einem anderen Text« ablesen, »warum gerade medizinische und psychopathologische Probleme in dieser Generation literarischer Intellektueller ein derart dominantes Interesse fanden«. ⁶ Für Reinhard Baumgart war *Klassenliebe* ein radikales Manifest: »das meiste, was sonst heute [1973] literarisch auf den Markt, auf den Leser geworfen wird, sieht daneben aus wie beflissene Fingerübung«. ⁷

Und die Autorin? Das Buch hatte ihr einiges abverlangt. Am Ende ihres dreimonatigen Endlosmonologs war sie möglicherweise so ruhig »in einer ungeheuren Erschöpfung« (S. 281) wie die Protagonist:innen. Ihrem Nonkonformismus blieb sie treu. Ihr Engagement gegen Abtreibungen und ihre Konversion zum Katholizismus machten sie – nicht nur für ihre Klasse – zu einer *Persona non grata*.

Anmerkungen

- 1 Reinhard Baumgart: *Ein Buch wie eine Person*, in: *Der Spiegel* vom 30.04.1973. Online unter: <https://www.spiegel.de/spiegel/print/d-42602705.html> (zuletzt abgerufen am 15.10.2020).
- 2 Vgl. hierzu Thomas Anz: Hier fließen die in den »siebziger und achtziger Jahren von der literarischen Intelligenz exzessiv geführten Diskurse über Gesundheit und Krankheit« in den Roman ein (Thomas Anz: *Gesund oder krank? Medizin, Moral und Ästhetik in der deutschen Gegenwartsliteratur*. Stuttgart 1989, S. 77).
- 3 Marcel Reich-Ranicki: *Entgegnung. Zur deutschen Literatur der siebziger Jahre*. Stuttgart 1981, S. 33, zitiert nach Anz 1989 (Anm. 2), S. 74.
- 4 Zitiert nach Anz 1989 (Anm. 2), S. 75.
- 5 Ebd., S. 70.
- 6 Ebd.
- 7 Baumgart 1973 (Anm. 1).

Inhalt

Vorab	9
WELTSCHMERZ in Anton Mathias Sprickmanns Autobiografie <i>Meine Geschichte</i> (1787ff.)	11
TODESÄNGSTE in Annette von Droste-Hülshoffs Werken und Briefen	22
INNERE ZERRISSENHEIT – Christian Dietrich Grabbes Briefe	39
SCHIZOPHRENE GEWALT in Peter Hilles Erzählung <i>Ich war der Mörder</i> (1888)	56
TÖDLICHER WAHNSINN in Gustav Sacks Romanfragment <i>Paralyse</i> (1913/14)	69
PSYCHIATRIEERFAHRUNGEN in Lebenszeugnissen Jakob van Hoddis’ und Gustav Sacks (1912/1916)	84
PERSÖNLICHKEITSSPALTUNG in Adolf von Hatzfelds Erzählung <i>Franziskus</i> (1919)	92
DROGENABHÄNGIGKEIT in Paul Schallücks Roman <i>Die unsichtbare Pforte</i> (1954)	103
TRAUMATA in Peter Paul Althaus’ Gedichtband <i>Wir sanften Irren</i> (1956)	114
DESTRUKTIVER NARZISSMUS in Heinrich Schirmbecks Roman <i>Ärgert dich dein rechtes Auge. Aus den Bekenntnissen des Thomas Grey</i> (1957)	127

MORDFANTASIEN in Thomas Valentins Roman <i>Hölle für Kinder</i> (1961)	146
UNBEWÄLTIGTE SCHULDKOMPLEXE in Jenny Alonis Roman <i>Der Wartesaal</i> (1969)	156
GEFÜHLSCHAOS in Karin Strucks Roman <i>Klassenliebe</i> (1973)	164
UNBEWÄLTIGTE VERGANGENHEITSERFAHRUNG in Rainer Horbelts Roman <i>Die Zwangsjacke</i> (1973)	174
ENTFREMUNG in Sozialreportagen von Max von der Grün	182
RADIKALE SELBSTENTBLÖSSUNG in Ernst Müllers <i>Mancha</i> -Romanen (1982-1996)	190
HALLUZINATIVE WELTFLUCHT in Werner Zilligs Roman <i>Die Parzelle</i> (1984)	200
REALITÄTSVERLUST in Wolfgang Welts Romanen <i>Peggy Sue</i> (1986), <i>Doris hilft</i> (2009) und <i>Fischsuppe</i> (2014)	205
HILFLOSIGKEITSGEBÄRDEN in Walter Liggesmeyers Gedichtband <i>Schwarze Zeit</i> (1989)	218
IDENTITÄTSVERWIRRUNG in Erwin Grosches Theaterszenen und seiner Krimi-Groteske <i>Alle Gabelstaplerfahrer stapeln hoch</i> (1993)	227
GEWALTFANTASIEN in Ludwig Homanns Erzählungen und Romanen	242
KREBSERFAHRUNG (1) in Hans Dieter Schwarzes Roman <i>Rote Vogelschwärme</i> (1994)	251
ÜBERSPRUNGSHANDLUNGEN in Jörg Uwe Sauers Roman <i>Uniklinik</i> (1999)	256

IDENTITÄTSVERLUST in Martin Jürgens' Inszenierung von Robert Walsers Roman <i>Jakob von Gunten</i> (2000-2002)	266
KRANKHAFTES OBSESSIONEN in Judith Kuckarts Romanen <i>Kaiserstraße</i> (2006) und <i>Der Bibliothekar</i> (1998)	280
KREBSERFAHRUNG (2) in Michael Klaus' Romanen <i>Totenvogel Liebeslied</i> (2006) und <i>Tage auf dem Balkon</i> (2009)	288
SELBSTENTFREMUNG in Hans-Ulrich Treichels Romanen <i>Anatolin</i> (2008) und <i>Der Verlorene</i> (1998)	298
MUTTERVERLUST: Peter Wawerzineks Roman <i>Rabenliebe</i> (2010)	305
MINDERWERTIGKEITSGEFÜHLE in Andreas Mands Roman <i>Der zweite Garten</i> (2015)	321
DEPRESSIONEN in Tobi Katzes Roman <i>Morgen ist leider auch noch ein Tag. Irgendwie hatte ich von meiner Depression mehr erwartet</i> (2015)	331
NAHTODERFAHRUNG in Nina Georges Roman <i>Das Traumbuch</i> (2016)	345
TODESSEHNSUCHT in Tim Krohns gleichnamiger Erzählung (2017)	356
NO-RESTRAINT – Andreas Kollenders Roman <i>Von allen guten Geistern</i> (2017) über Ludwig Meyer, einen Pionier der Psychiatriebewegung	363
LEBENSÜBERDRUSS in Christoph Höhtkers Roman <i>Das Jahr der Frauen</i> (2017)	379
POSTTRAUMATISCHE BELASTUNGSSTÖRUNGEN in den Romanen Klaus Märkerts (2009-2019)	384

GRÖSSENWAHN in Jan Philipp Zymnys Roman <i>Grüß mir die Sonne</i> (2017)	395
AMNESIE in Christian Y. Schmidts Roman <i>Der letzte Huelsenbeck</i> (2018)	403
BINDUNGSLOSIGKEIT in Susan Krellers Jugendroman <i>Elektrische Fische</i> (2019)	413
SUIZIDGEFÄHRDUNG in Burkhard Spinnens Roman <i>Rückwind</i> (2019)	418
PHOBIEN in Helge Timmerbergs Reiseroman <i>Das Mantra gegen die Angst</i> (2019)	425
ADHS-SYMPТОМАТИК in Thorsten Nagelschmidts Roman <i>Arbeit</i> (2020)	431
VERLUSTERFAHRUNGEN in Michael Roes' Essayband <i>Melancholie des Reisens</i> (2020)	434
GESPALTENE WAHRNEHMUNG in Timon Karl Kaleytas Roman <i>Die Geschichte eines einfachen Mannes</i> (2021)	447
Dank	461